



## Haus der Wannsee-Konferenz Gedenk- und Bildungsstätte

### „Jüdische Jugend in Berlin – Auswanderung und Krieg“,

(Vortrag am 20. Januar 2005 im Haus der Wannsee-Konferenz)

Von Tom Werner Angress

Meine Kindheit soll sehr glücklich gewesen sein, zumindest bis zum 30. Januar 1933. Das hat mir meine Mutter im hohen Alter von 90 Jahren wiederholt versichert. Und gemessen am Schicksal vieler anderer hatte sie vielleicht sogar Recht. Ich empfand das jedoch damals oft anders und habe es auch so in Erinnerung behalten. Als Kind wurde mir gelegentlich vorgeworfen, ich sei zurückhaltend und obendrein „kein Familienmensch“. Das stimmte, aber das hatte natürlich auch seine Gründe. Wir waren eine komplexe große Familie, die in meinem jungen Kopf oft Verwirrung stiftete. Nicht, dass sie irgendwie außergewöhnlich war. Beide Elternteile kamen aus einem für viele deutsche Juden damals recht typischen gesellschaftlichen Milieu, nämlich dem aus dem jüdischen Kleinbürgertum des neunzehnten Jahrhunderts langsam aufgestiegenen soliden Mittelstand. Natürlich hätte man gerne dem Bildungsbürgertum angehört und strebte das auch an. Dieses Ziel hat meine Familie aber nie erreicht, zum Teil wohl aus finanziellen Gründen. Die Schulbildung endete - auch bei meinem Großvater mütterlicherseits, dem einzigen, der wirklich geistige Interessen hatte - mit der „Mittleren Reife“, damals „Obersekunda-Reife“ genannt oder, noch an das wilhelminische Reich anknüpfend, dem „Einjährigen“. Ich bin der erste meiner Familie, der eine Universität besucht hat (allerdings nicht in Deutschland und kurioserweise ebenfalls ohne Abitur). Diese Berliner jüdische Familie also, sehr bourgeois, sehr preußisch, in vielem an das Ambiente im Roman *Jettchen Gebert* erinnernd, war repräsentativ für viele andere Juden, die während der Weimarer Jahre in Berlin wohnten. Und zusammen mit jenen wurden sie während des „Dritten Reichs“ verfolgt, vertrieben und ermordet, und das unter den Augen eines vielfach billigenden, zumindest gleichgültigen, und manchmal sogar aktive Beihilfe leistenden deutschen Bildungsbürgertums, das das „Glück“ hatte, „arisch“ zu sein. Darum, und nicht aus einem mir fremden Hang zur Genealogie, möchte ich hier auf meine Familie etwas näher eingehen.

Der Name „Angreß“ (das ß änderte ich später nach meiner Einwanderung in die USA in ein Doppel-S um) ist nicht so selten, wie man annehmen könnte. In Oberschlesien, vor allem in der Gegend von Gleiwitz, gab es ihn häufiger, wie ich aus den Deportationslisten der NS-Zeit ersehen konnte. Mein Vater allerdings bestritt, dass unser Familienzweig aus dieser Ecke Deutschlands stammt. Er meinte, unsere Familie käme entweder aus Kleve, nahe der holländischen Grenze, oder aber aus Danzig. Genau wusste er es nicht. In Kleve, wie ich mich überzeugt habe, gab es keine jüdische Familie mit dem Namen Angress bzw. Angreß. Ob es welche in Gdąnsk gab oder gibt, weiß ich nicht, da ich noch nie dort war.

Papa, wie wir Kinder ihn nannten, war geborener Berliner, wie sein Vater übrigens auch. Geboren am 5. August 1883 in der Jerusalemer Straße 42, wuchs Papa im Herzen der Stadt auf, zwischen Hausvogteiplatz und Spittelmarkt, dem traditionellen Konfektions-Viertel. Der Großvater, Isaac Angreß, war Kaufmann und arbeitete in der Konfektion. Meine väterlichen Großeltern waren

strenggläubige Juden und meine Großmutter führte einen koscheren Haushalt. Mein Vater hat die ersten dreißig Jahre seines Lebens nur koscher gegessen. Isaac und Amalie Angress hatten vier Kinder: Hanna, Rosa, Käthe und Ernst, mein Vater. Er war das jüngste Kind und der einzige Sohn.

Den Großvater Angreß habe ich nicht mehr kennen gelernt, aber das Verhältnis Papas zu seinem Vater war wohl nicht gut, jedenfalls schloss ich dies aus einer Bemerkung, die er mir gegenüber einmal gemacht hat. Ich weiß nicht mehr, was er sagte, nur noch, wie er es sagte. Mehr habe ich von ihm über seinen Vater nicht erfahren. Mit seiner Mutter verstand er sich besser und sie habe ich auch noch kennen gelernt, bevor sie Mitte der Zwanziger Jahre starb. Sie war eine geborene Amalie Trepp und stammte aus Fulda, wo die Familie Trepp seit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts nachweisbar ist. Das „Jüdenhaus an der Trepp“, der Stammsitz der Familie, die im Laufe ihrer fünfhundertjährigen Geschichte außer Rabbinern auch eine beträchtliche Anzahl von Ärzten aufzuweisen hat, wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg, in den Sechziger Jahren, abgerissen. Meine Großmutter Angreß, die bei ihrer ältesten Tochter, Tante Hanna, im Bezirk Tiergarten am Holsteiner Ufer wohnte und fast blind war, sah ich sehr selten und auch dann nur kurz. Ich erinnere mich an eine gebeugte, sehr alte Dame, die sich in der Wohnung herumtastete und der mein Vater, wenn wir auf Besuch kamen, immer liebevoll Tropfen in die Augen träufelte. Als sie starb und in Weißensee beerdigt wurde, war ich erst sieben Jahre alt und meine Eltern fanden wohl, ich sei noch zu jung, um an der Beerdigung teilzunehmen. Ihr Tod berührte mich nicht. Dass mein Vater dann ein Jahr lang einen schwarzen Flor um den linken Arm trug, empfand ich als seltsam, fragte aber nicht weiter nach.

Während der ersten fünfzehn Jahre meines Lebens war Papa für mich vor allem eine Autoritätsperson. Er war mittelgroß, kräftig gebaut aber schlank. Bereits im Alter von zwanzig Jahren begann sein Haar auszufallen und als er mit 37 Jahren mein Vater wurde, hatte er bereits eine Vollglatze. Bis Anfang der Zwanziger Jahre trug er einen Bart. Seine Augen waren blau, ein helles Blau, und wenn ich in den Spiegel schaue, sehen mich die Augen meines Vaters an. Er rauchte gern Zigarren, und selbstverständlich trug er zur Arbeit stets einen dunklen Anzug, steifen Kragen und eine Krawatte. Angestellt war er in der Berliner Privatbank „Königsberger und Lichtenhein“, die in den ersten Jahren meiner Kindheit im Erdgeschoß der Französischen Straße 60-61 gelegen war. In dieser Bank hatte er um die Jahrhundertwende als Lehrling angefangen, wurde dann nach Ende des Ersten Weltkriegs erster Prokurist und übernahm die Bank - oder was von ihr nach dem großen Börsenkrach 1929 und der sich anschließenden wirtschaftlichen Depression noch übrig war - im April 1932. Moritz Lichtenhein hatte sich - so hieß es zumindest - im Juli 1930 das Leben genommen. Leo Königsberger war Ende 1930 in den Ruhestand getreten, und Dr. Werner Lichtenhein, der Sohn von Moritz L. und dessen Nachfolger, schied Ende März 1932 ebenfalls aus der Leitung der Bank aus und ging bald darauf mit seiner Frau ins Ausland.

Es gehört zum Bild meines Vaters, dass er ganz und gar in der Tradition der preußischen Tugenden, vor allem Ehrenhaftigkeit und Pflichtbewusstsein, lebte. Von einem meiner Führer aus der Jugendbewegung, den mein Vater 1935 in seinem Geschäft als Angestellten eingestellt hatte, erfuhr ich, was für ein gewissenhafter Geschäftsmann Papa war. Er stand noch ganz in der kaufmännischen Tradition des neunzehnten Jahrhunderts, in der er erzogen worden war. Obwohl er so manchem, was in meiner Jugend als „preußisch“ angepriesen wurde, zumindest mit Vorbehalten begegnete, ließ er doch keinen Zweifel darüber aufkommen, dass er die alten preußischen Tugenden hochschätzte und in geschäftlichen Dingen ihre Grundlagen als die seinen betrachtete. Eines Abends, ich muss so zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, saß ich in der Badewanne und fragte ihn, als er zufällig seinen Kopf ins Badezimmer steckte, was es bedeute, ein Preuße zu sein. Ich bekam eine knappe Erklärung der wesentlichsten preußischen Tugenden – Ehre, Verantwortlichkeit, Sparsamkeit, usw. – und dann sang er zu meiner großen Begeisterung ein Lied, das ich noch nie zuvor gehört hatte: „Ich bin ein Preuße/ kennt ihr meine Farben/ die Fahne weht mir schwarz und weiß voran...“ Kurzum, wir drei Söhne wurden von ihm von früher Kindheit an dazu angehalten, aufrichtig zu sein und uns anderen Menschen gegenüber immer so zu verhalten, dass er stolz auf uns sein könne.

Einige Jahre darauf, wir wohnten schon in Lichterfelde, fragte ich ihn einmal, ob er im Kriege an der Front gedient habe. Der Grund meiner Frage war, dass ich meinen Klassenkameraden, von

denen die meisten im Jungvolk oder sogar schon in der HJ waren, meinen Vater liebend gern als Frontsoldaten hingestellt hätte. Er verneinte meine Frage kurz, fügte aber hinzu, dass er nach zwei Jahren Garnisonsdienst in Jüterbog wegen seiner Schwerhörigkeit (die er sich in frühem Alter nach einer schweren Erkältung auf Dauer zugezogen hatte) als „kriegsuntauglich“ ausgemustert und nach Hause geschickt worden war. Ich beschloss, der Sache auf den Grund zu gehen und kramte eines Tages heimlich im Schreibtisch seines Arbeitszimmers wo er in einer der Schubladen seinen Militärpass aufbewahrte. Aus diesem ersah ich dann, dass er sich mehrmals freiwillig zur Front gemeldet hatte, jedes Mal aber wieder als „g.v.“, also „garnisonsverwendungsfähig“, eingestuft worden war. Ich erwähnte die Sache nie wieder, war aber – „deutscher Nationalist“, als der ich mich damals gefühlt habe – insgeheim sehr stolz auf ihn, weil er doch wenigstens versucht hatte, an die Front zu kommen. Das ist heute kaum mehr zu verstehen, denn der Zeitgeist, aus dem heraus ich damals diesen Vorstoß unternahm, ist zum Glück nicht mehr lebendig. Längst nicht mehr lebendig ist auch mein Vater. Ihn, den Mann, der die preußischen Tugenden so hoch hielt, hat man am 19. Januar 1943 mit preußischer Effizienz in Auschwitz umgebracht.

Meine Mutter, 1892 als Henny Kiefer geboren, war ebenfalls Berlinerin und ist zunächst am Michaelkirchplatz, Berlin-Mitte, dann in der Dresdner Straße, direkt über dem „Thalia“ Theater, aufgewachsen. Sie war 27 Jahre alt, als sie 1919 meinen 36 Jahre alten Vater heiratete und war bis ins hohe Alter hinein - sie starb 1985, kurz vor ihrem 93. Geburtstag - eine sehr gut aussehende Frau. Sie hatte einen Bubikopf mit schönem braunen Haar und dunkelbraunen Augen und war stets darauf bedacht, unter allen Umständen „schlank“ zu wirken, so dass sie ihr ganzes Leben lang, bis ins hohe Alter hinein, ein Korsett trug. Schon als zehnjähriger Bub habe ich ihr gelegentlich helfen müssen, dieses zu schnüren, was mir immer schrecklich peinlich war. Sie war lebensfroh, jeglichen Genüssen zugewandt und blieb es bis an ihr Lebensende. Außerdem war sie auch eine Überlebenskünstlerin, wie sie schon als junge Frau im Ersten Weltkrieg und noch unbeirrbarer im Zweiten bewies.

„Henny ist eine Frohnatur“ meinten meine Onkels und Tanten, und das war sie gewiss. Ich sehe sie noch in unserer Wohnung in der Hessenallee am Flügel sitzen, Schubertlieder singend, oder bei Festen, die meine Eltern bis 1933 gerne feierten, mit meinem Vater zusammen als „Rauswerfer“ eine Polka tanzend - Mutti im Dirndl, Papa, mit roter Halsbinde, als Pariser „Apache“. Und die Gäste, schon in Hut und Mantel, standen an den Wänden des leer geräumten Esszimmers und applaudierten. Aber darüber hinaus waren Muttis Wesen und Charakter viel komplexer. Zunächst einmal bestand sie stets darauf, „gut angezogen“ und gut frisiert zu sein. Bevor ich 1926 eingeschult wurde, und danach während der verschiedenen kurzen Schulferien (in den „Großen Ferien“ wurde gereist), verbrachte ich in Begleitung meiner Mutter viel Zeit auf der Tauentzienstraße, vornehmlich im KaDeWe. Schon die Ankunft am U-Bahnhof Wittenbergplatz erfüllte mich mit innerem Unmut. Ich wusste, dass ich nun zumindest ein bis zwei Stunden lang in der Damenabteilung des Kaufhauses verbringen würde, was ich grässlich langweilig fand. Da meine Eltern einen der Jandorfs kannten, welche die Besitzer des Kaufhauses waren bis Hermann Tietz das KadeWe 1926 übernahm, bekam meine Mutter für alles, was sie dort kaufte, 20% Rabatt. Das änderte sich auch nicht, nachdem das KadeWe den Besitzer wechselte.

Und so saß ich dann, wie mir schien, endlos herum und sah zu, wie Mutti anprobierte. Dass mein Vater, der das Wirtschaftsgeld täglich haargenau kontrollierte, so freigebig war, wenn es um die Garderobe seiner Frau ging, lag an seiner tiefen Liebe zu ihr. Über ein zu teuer eingekauftes Abendessen konnte er sich erregen, aber seinem „Schneckchen“ ein oder zwei Hunderter für Kleid, Rock oder Pulli zu verweigern, dazu war er einfach nicht imstande. Mein Missmut steigerte sich beträchtlich (und ich war ein sehr launisches Kind mit einem ewigen „Flunsch“) wenn wir nach dem Einkauf im KadeWe manchmal noch zu Arnold Müller gingen (heute ist dort das Europa-Center), Das war ein Kinderbekleidungsgeschäft, wo ich dann ebenfalls bedacht wurde, und zwar zumeist mit Hosen oder Hemden, in denen herumzulaufen ich mich genierte. Die Kleidung bei Arnold Müller war teuer und, wie ich fand, affig und oft auch noch unbequem. Aber hier gab es kein Erbarmen, und Seidenblusen wie Hosen, die bis übers Knie reichten, wurden mir nach qualvollen Anproben verpasst. Obendrein musste ich mich für den Plunder auch noch bedanken. Da Mutti sehr wohl wusste, wie ich zu Einkäufen bei Arnold Müller stand, lud sie mich vorher meist zu einer Pastete im Restaurant des KadeWe ein, um den bevorstehenden Opfergang etwas zu mildern.

Unsere Mutter war durchaus darauf bedacht, uns unsere Kindheit schön und, wenn möglich, sogar luxuriös zu gestalten, aber die damit verbundene Einkaufsmanie war nicht nur bei mir unbeliebt, auch meinen Brüdern war sie zuwider. Viel fragwürdiger als diese war jedoch Muttis Haltung uns Kindern gegenüber. Diese war und blieb bis an ihr Lebensende ambivalent. Einerseits war sie ehrlich darauf bedacht, unsere Kindheit so schön wie möglich zu gestalten – dies aber mit einem Minimum an eigener Mitwirkung. Wozu gab es schließlich Kinderfräuleins? So war ich bis etwa zu meinem 13. Geburtstag, als ich langsam anfang, mich vom Elternhaus zu emanzipieren, zusammen mit meinen Brüdern weitgehend einer Reihe sich über die Jahre ablösender dienstbarer Geister überlassen, von denen ich einige aufrichtig gern hatte. Aber mit einer, allerdings bedeutsamen, Ausnahme, nämlich der schon oben erwähnten Didi, waren die Haushaltshilfen kein wirklicher Ersatz für eine Mutter, die weitgehend ihren eigenen Interessen nachging und deren Liebesbezeugungen uns gegenüber sporadischer Natur waren. Sie wollte natürlich geliebt werden. „Willst Du mir nicht einen Kuss geben?“ war die oft gehörte Frage, bzw. Aufforderung, und ich kam dieser dann auch nach, allerdings mechanisch und manchmal sogar offensichtlich mit einer Miene, als sollte ich Essig schlucken. Ich war eben kein „nettes“ Kind. Vielleicht reagierte ich dabei aber auch auf jene fehlende Liebesgewissheit seitens meiner Mutter. Andererseits konnte sie aber auch sehr liebevoll sein. Das zeigte sich vor allem dann, wenn wir Kinder krank waren. Dann pflegte sie uns mit rührender Hingebung und umsorgte uns mit großem Eifer. Da sie vor dem Krieg mit einem Arzt verlobt war, der sich 1916 in einem Lazarett an der Front infizierte und starb (sein Grabstein steht auf dem Ehrenfeld des jüdischen Friedhofs in Weißensee), wäre sie gerne selber Ärztin geworden. Das ging natürlich aus verschiedenen Gründen nicht, zumal auch sie ohne Abitur von der Schule abgegangen war. So setzte sie wohl in der hingebungsvollen Pflege ihrer kranken Söhne zumindest zum Teil ihren Jugendtraum in die Tat um. Unser Kinderarzt, Dr. Willy Wolff, der, wenn Not am Mann war, zu jeder Tages- oder Nachtzeit zu uns eilte, hatte ihr einige medizinische Kenntnisse beigebracht, vor allem, wie man Verbände anlegt und mit welchen Mitteln man diese oder jene Krankheit der Kinder behandelt. Das Resultat war eben jene rührende, gleichzeitig allerdings auch betriebsame Aufwendung seitens meiner Mutter, wenn einer von uns krank war. Nasse Hals- und Brustwickel weckten meine spezielle Abscheu, aber es half mir nichts, ich wurde bewickelt. Einmal flößte sie mir versehentlich statt Hustenmedizin einen Esslöffel Franzbranntwein ein. Ein anderes Mal, als ich mir einen meiner wackelnden Milchzähne herausgedreht hatte und natürlich leicht blutete, goss sie mir, auch versehentlich, eine halbe Flasche Jod in den Schlund, so dass ich wie ein Reiher gekotzt habe. Wohl ihre größte Herausforderung kam im Sommer 1930, als wir Brüder alle drei mit Keuchhusten danieder lagen und sechs Wochen lang zu Hause bleiben mussten. Auch diese Pflege hat sie nicht den Dienstboten zugemutet, sondern hat selbst zugegriffen (wie sie übrigens auch beim monatlichen Großreinemachen immer mit anfasste und außerdem jeden unserer vielen Umzüge geleitet hat). Hinzufügen möchte ich noch, dass sie viel mehr auf unsere Wünsche, praktischen Probleme und vor allem auf unsere Freundschaften eingegangen ist, als mein Vater. So stand unsere Wohnung immer für meine Freunde aus der Jugendbewegung offen, und wenn mein armer Vater abends aus dem Geschäft nach Hause kam fand er manchmal ein Wallenstein'sches Nachtlager in meinem Zimmer und gelegentlich sogar im Flur vor.

Kurz nach unserem Umzug von der Hessenallee nach Unter den Eichen erkrankte ich an Rippenfellentzündung und verbrachte erst einmal mehrere Wochen im Bett. Das gab mir viel Zeit zum Nachdenken und ich weiß noch, dass ich recht niedergeschlagen war. Mit einem Mal fand ich mich durch den Umzug von meinem geliebten Westend abgeschnitten, was das weitere Zusammensein mit meinen Freunden dort beträchtlich erschwerte. Das Lichterfelder Realgymnasium, das ich normalerweise schon seit April 1932 hätte besuchen sollen, kannte ich noch nicht, und der Gedanke, eines Tages nach meiner Genesung als völlig Unbekannter mit wochenlanger Verspätung in der Quarta A der neuen Schule auftauchen zu müssen, flößte mir Angst ein. Mutti hatte mich inzwischen dort angemeldet, und ein mir unbekannter Schüler der Quarta lieferte regelmäßig die Hausaufgaben, die der Klasse aufgetragen wurden, bei uns ab.

Natürlich war ich mir all dessen nicht bewusst, als ich nach meiner Genesung, irgendwann im Frühjahr 1932, zum ersten Mal meine neue Schule besuchte. Der Schock war derart, daß sogar Einzelheiten bis heute fest in meiner Erinnerung geblieben sind. Ich trug eine Windjacke, natürlich

kurze Hosen, und ging mit einem beklommenen Gefühl die Treppen hinauf zum Klassenzimmer der Quarta A. Der Unterricht hatte noch nicht begonnen, und als ich eintrat, wurde ich von einem Kreis neugieriger Jungen umringt. „Bist Du der Neue?“ Ich nickte. Dann fragte einer, besagter Arndt Glaubitz, „Arndte“ gerufen, der während der nächsten vier Jahre mein schlimmster Widerpart sein sollte, weil er versuchte, mir das Leben in der Schule so schwer wie möglich zu machen: „Biste der Jude?“ Ich nickte wieder. Daraufhin Arndte im Befehlstone: „Stell Dich an die Wand, sonst wirste gelyncht.“ Ich nahm das nicht wörtlich, stellte mich aber mit dem Rücken an die Wand und wartete auf den Eintritt des Lehrers. Der kam dann auch – es war der Klassenlehrer der Quarta A, Studienrat Dr. Walter Muchall, genannt: der „kleine Muck“ –, und fragte mich kurz, ob ich der Angreiß sei, konsultierte dann nochmals schnell die Eintragung im Klassenbuch (wo ich seit Wochen unter der Rubrik „Religion“ als „mos.[aisch]“ eingetragen war) und platzierte mich auf eine Bank in der vordersten Reihe, weil, wie meine Mutter ihm wohl gesagt hatte, ich kurzsichtig war. Da saß ich nun neben „Schmidtchen“, einem schwächlichen, etwas kränklichen Knaben, der mich sofort im Flüsterton fragte, ob ich ein „Sozi“ sei. Ich hatte keine Ahnung, was damit gemeint war, nickte aber vorsichtshalber, um das Geflüster zu beenden, worauf er mir schnell noch mitteilte, er sei Nazi. Ein saurer Blick des kleinen Muck beendete dann das Gespräch. Das war der Anfang von vier weiteren Jahren der allmählichen Isolierung, gelegentlichen Anfeindungen, fast täglichen kleinen (und später auch nicht so kleinen) Demütigungen. Gewalttätigkeiten, wie viele andere jüdische Kinder sie damals erleiden mussten, blieben mir jedoch erspart.

Die Tatsache, dass ich Jude war, prägte von Anfang an meine Beziehung zu den Klassenkameraden. Die meisten von ihnen kamen aus konservativen Elternhäusern, wie das in Lichterfelde die Regel war. Dazu kam dann noch eine Gruppe kleinbürgerlicher Kinder die, obwohl nicht konservativ, den Antisemitismus von Hause aus mitbrachten. Zu ihnen gehörten sowohl Schmidtchen als auch besagter Arndte, Sohn eines Weichenstellers für die Stadtbahn. Für die meisten meiner Mitschüler waren Juden Fabelwesen, von denen man zwar gehört hatte -und zumeist nichts Gutes - denen man aber persönlich noch nicht begegnet war. Nun kam ich von außerhalb Lichterfeldes in die Quarta A hineingeschneit und stiftete Verwirrung.

Obwohl ich natürlich seit Jahren wusste, dass ich „anders“ war, fragte ich mich dennoch immer wieder, wieso das denn eigentlich so sei. Schließlich entsprach ich doch in keiner Weise den auch mir bekannten stereotypen Vorstellungen eines jüdischen Jungen. Ich war blond, hatte blaue Augen, war zugegebenermaßen nicht sehr groß, aber schlank und sportlich. Ich sah also nicht „jüdisch“ aus, redete nicht mit den Händen, hatte keine Plattfüße, „jüdelte“ nicht, roch nicht nach Knoblauch und war ganz bestimmt nicht feige. Dazu kam, dass ich in Deutsch und Turnen auf dem Zeugnis stets gute Noten bekommen sollte, wohingegen meine Noten in den „typisch jüdischen“ Fächern wie Geometrie und Algebra, aber auch in Physik und Chemie zwischen 4 und 5 schwankten. Ich schaffte ab Quarta jedes Jahr nur mal so knapp die Versetzung und empfing ab Untertertia bis zum Schulabgang jeden Februar meinen „Blauen Brief“, in dem man meinen Eltern mitteilte, ich würde sitzen bleiben, wenn sich meine Leistungen bis Ostern nicht drastisch verbesserten. Dennoch, ich mochte noch so „untypisch“ sein, Jude blieb ich und es gab keinen Schultag, der mich das vergessen ließ - schon im Jahre 1932.

Sehe ich heute aus der Distanz von über sechzig Jahren auf die Schulzeit zurück, so empfinde ich sie im Nachhinein zwar keineswegs als die Hölle auf Erden - das wäre übertrieben -, aber schön war sie sicherlich nicht. Es hat viel geholfen, dass ich schon 1932 umgeschult wurde und man sich, als die Nazis zur Macht kamen, schon an mich gewöhnt hatte, wenn auch mit deutlichen Einschränkungen. Dabei änderte sich die Art und Weise, wie sich die Mitschüler zu mir stellten, nur geringfügig. Von Anfang an wurde ich von einem verhältnismäßig großen Teil der Klasse schlicht ignoriert. Man sah halt über mich hinweg, was leicht war, da ich zu den Kleinsten in der Klasse gehörte. Mit einigen Mitschülern habe ich wahrscheinlich niemals auch nur ein Wort gewechselt. Dann gab es solche, die sich mir gegenüber ebenso verhielten wie zu den anderen Mitschülern auch. Sie waren zwar keine Freunde, ließen mich jedoch in den Pausen mitspielen, sprachen mit mir in normaler Weise und machten keine beleidigenden Bemerkungen. Von ihnen nach Hause eingeladen wurde ich allerdings nicht, obwohl sie sich untereinander oft besuchten. Eingeladen hat mich nur einer, Hansjürgen Lehmann, ein Junge, der so groß oder so klein war wie ich und der bei uns um die Ecke in der Lilienstraße 2 wohnte (das Haus wurde später zerbombt). Da wir den gleichen Schulweg hatten, den wir ab Untertertia per Fahrrad machten, trafen wir uns morgens am

Asternplatz und radelten dann gemeinsam zur Drakestraße. Hansjürgen lud mich auch bald zu sich nach Hause ein, und ich lernte seine Eltern und seinen jüngeren Bruder Ulfi kennen. Der Vater war bei der Reichsbank angestellt und äußerst zugeknöpft, aber nicht nur mir gegenüber sondern auch seiner Familie. Die Mutter war aufgeschlossen, hugenottischer Abstammung, und empfing mich immer freundlich. An einem Sonntag im Sommer 1933 verbrachte ich den Tag mit Familie Lehmann auf einer Ruderbootsfahrt. Vater Lehmann ruderte, wir anderen saßen bequem im Boot. Auf einer Brücke über uns zog gerade ein Zug Hitlerjugend laut grölend vorüber, woraufhin Frau Lehmann sagte: „Die scheinen auch nichts Besseres zu tun zu haben.“ Ich bin überzeugt davon, dass die Bemerkung an meine Adresse gerichtet war. Nach einiger Zeit trat dann auch Hansjürgen dem Jungvolk bei, wurde Jungenschaftsführer, trug Uniform, aber unsere Freundschaft dauerte an. Nicht lange vor meinem Schulabgang, im Frühjahr 1936, brach er sich den Arm und konnte nicht zum Gymnasium radeln. Wir vereinbarten, dass ich ihn auf der Querstange meines Rades hin- und zurückbefördern würde, sofern sich das mit unserem schon etwas unterschiedlichen Pensum ermöglichen ließ. Als Dank bekam ich ein Buch von ihm, das ich noch heute besitze. Es trägt die Inschrift: „Meinem Freund Werner für treue Kameradschaft, Hansjürgen“.

In den Monaten nach der „Machtergreifung“ am 30. Januar 1933 warteten meine Eltern, zusammen mit Tausenden von anderen deutschen Juden, erst einmal ab, und ich bin mir sicher, nicht in einer Atmosphäre der Angst gelebt zu haben. Die gängige Devise war: „Es wird alles nicht so heiß gegessen, wie's gekocht wird“, und dabei blieb es für eine geraume Zeit. Gewiss, meine Lage in der Schule war nicht angenehm, aber ich beschloss, mich damit abzufinden, zumal sie sich seit 1932 nur geringfügig verändert hatte. Meine Mutter kehrte häufig vom Einkaufen mit politischen Witzen heim, die man ihr dabei erzählt hatte. So wurde sie einmal von der Besitzerin eines Fischladens am Asternplatz gefragt, ob sie wisse, was ein Hitlerhering sei. Nun, man nehme einen Bismarckhering, hole das Gehirn raus, reiße das Maul auf, und fertig sei der Hitlerhering. Derartige Witze erzählte Mutti anfangs – aber nur anfangs, also bis etwa Mitte 1933 – ganz unbefangen uns Kindern und den damaligen beiden Hausangestellten, der Köchin Frieda und dem Kindermädchen meines kleinen Bruders Hans, Erika, einer schönen Blondine, die etwa fünf oder sechs Jahre älter war als ich. Beide blieben bis Ende 1934 oder Anfang 1935 bei uns, brachten nach einiger Zeit an ihren „Ausgangstagen“ Nazi-Zeitungen und Magazine mit, änderten aber ebenfalls ihre Grundhaltung uns gegenüber nicht. Frieda verließ uns, um zu heiraten, Erika, weil sie eine besser bezahlte Stelle gefunden hatte. Beider Verhältnis zur Familie war gut, und wir schieden friedlich und freundlich voneinander. Dennoch fühle ich mich noch heute unbehaglich wenn ich daran denke, dass wir überhaupt Dienstboten hatten. Auch wenn sie sich meines Erachtens wohl bei uns fühlten, war ihre Tätigkeit bei uns doch in vieler Hinsicht krasse Ausbeutung. Daran ändert auch die heute oft gehörte (aber schwer zu beweisende) Behauptung nichts, dass nichtjüdische Hausangestellte gerne bei jüdischen Familien gearbeitet haben. Allerdings ist ebenfalls unbestreitbar, dass nach Inkrafttreten der Nürnberger Gesetze im September 1935 so manches „arische“ Dienstmädchen, die bei Juden nicht länger arbeiten durfte, weil sie noch nicht 45 Jahre alt war, die Verbindung mit ihren ehemaligen jüdischen Arbeitgebern aufrecht erhielt, bis diese auswanderten. Und es gab auch einige, die „ihren Familien“ während der Kriegszeit bis zu deren Deportation heimlich geholfen haben.

Wie haben wir auf den Alltag im „Dritten Reich“ reagiert? Ich bin später in den Vereinigten Staaten oft gefragt worden, weshalb wir nach der „Machtergreifung“ 1933 nicht sofort unsere Sachen gepackt und außer Landes gegangen seien. Hätten wir gewusst, was uns erwartet, hätte meine Familie und wahrscheinlich die Mehrzahl der deutschen Juden das auch getan. Aber wir konnten es natürlich nicht wissen. So kam es, dass während der ersten drei Jahre nach der Machtübernahme der NSDAP Auswanderung zu Hause kein Gesprächsthema war – leider!! Man wartete ab, passte sich an, hoffte auf eine Sinnesänderung der Nazis betreffs der „Judenfrage“, und ging ansonsten seinen täglichen Belangen nach – im Beruf, im Haushalt, in der Schule. Dazu kam, dass sich während der Weimarer Zeit im Freundes- und Bekanntenkreis meiner Eltern keiner politisch aktiv betätigt hatte – außer den periodischen Gängen zur Wahlurne –, daher nicht politisch „belastet“ war und somit 1933 nicht unter Druck stand, das Land schnell verlassen zu müssen. Die „Machtergreifung“ hat bei uns keine Aufbruchsstimmung ausgelöst. Besonders Papa

war auf Jahre hinaus nicht dazu bereit, sich mit Frau und Kindern in ein fremdes Land zu begeben und somit einer ungewissen Zukunft entgegenzugehen. Erst seit September 1935 bahnte sich bei den Eltern ein langsam reifendes Umdenken an, zumindest was die Zukunft ihrer drei Söhne betraf. Solange das Geschäft noch ging – und bis 1937 ging es noch einigermaßen –, lehnten meine Eltern trotz der sich Schritt für Schritt verschärfenden Judenpolitik des Regimes eine Auswanderung ab.

Auch an das veränderte Straßenbild gewöhnten wir uns. Wo immer man hinging, Uniformierte, überwiegend braun in braun, gelegentlich auch schwarz und braun; Aufmärsche an nationalen Feiertagen; an Wochenenden besonders auf den Straßen im Umland Kolonnen von SA, SS, Hitlerjugend, Jungvolk und Bund deutscher Mädel. Dazu kamen nicht-uniformierte Parteigenossen, wie zum Beispiel die NSBO – Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation –, die in Zivilkleidung im lahmen Trott samstags gelegentlich durch die Stadt marschierten. Und überall der „deutsche Gruß“, der zumeist gebrüllt wurde (was in Berlin ganz natürlich klang, denn Berliner haben immer gebrüllt, sowohl vor als auch nach der Nazizeit). Es gab die sinnigen Aufschriften über den Eingangstüren vieler Geschäfte: „Trittst Du in diesen Laden ein / so soll Dein Gruß 'Heil Hitler' sein“; und überall das Fahnenmeer bei allen nur möglichen Anlässen. Abgesehen davon, dass wir auf meine Initiative hin bis August 1934 eine schwarz-weiß-rote Fahne vom Balkon hängten, befestigte ich auch einen gleichfarbigen Wimpel an meinem Fahrrad. Irgendwann im Sommer 1933, nach der „Selbstauflösung“ der Deutschnationalen Volkspartei, hielt mich ein freundlicher älterer Herr auf der Straße an, zeigte auf meinen Wimpel und riet mir halblaut, entweder einen Hakenkreuzwimpel dazuzuhängen oder den schwarz-weiß-roten abzumachen. Ich nahm den Wimpel ab. Übrigens wurden wir wegen der einsamen Balkonfahne – die Hakenkreuzfahne fehlte ja – nie behelligt.

Als am 27. Februar 1933 der Reichstag brannte, wollte ich sofort per Rad in die Innenstadt und mir das Feuer anschauen. Mein Vater verbot es. Am Tag von Potsdam, dem 21. März 1933, saßen wir lange in der Aula der Schule und hörten uns die Übertragung des Festakts in der Potsdamer Garnisonskirche an. Danach war schulfrei. Abends fuhr ich dann mit dem Kinderfräulein Erika zur Leipziger Straße, um uns am Potsdamer Platz den Fackelzug der verschiedenen militärischen und Parteiverbände anzusehen. Diesmal erhielt ich die Erlaubnis der Eltern. Am Kragen meiner Windjacke trug ich ein Stahlhelmabzeichen, das ich irgendwo aufgegabelt hatte. Wir standen nun in der Menge und ich konnte nichts sehen, weil ich viel zu klein war. Plötzlich rief jemand: „Bring doch mal 'ne Leiter für den kleenen Stahlhelmer hier; der kann doch ja nichts sehen“, woraufhin auch prompt jemand aus dem Haus, vor dem wir standen, eine Stehleiter anschleppte. Ich kletterte hinauf, und mein Blick war frei. Erika stand unten und hielt mich und die Leiter fest. Ich war sehr angetan von meiner Privattribüne. Vor meinen Augen zogen die uniformierten Kolonnen, vornehmlich SA, unter den Klängen von Militärmusik vorüber, und mein noch nicht dreizehnjähriges patriotisches Herz schlug höher. Wieder kam eine SA-Kolonnie, und unter mir am Fuße der Leiter behauptete jemand, das sei der SA Sturm-5, der Sturm des toten Horst Wessel. An der Spitze, mit Sturmriemen unter dem Kinn, wie seine Leute auch, marschierte ein langer Lulatsch, und das am Boden unter mir nicht abreißende Volksgemurmel ließ verlauten, das sei Horst Wessels einstiger Vorgesetzter, Obersturmführer Fiedler. Als diese SA-Männer an uns vorbeizogen, stimmten sie ein Liedchen an:

„Schmeißt se raus, die ganze Judenbande,  
schmeißt se raus aus unser'm Vaterlande.  
Schickt se wieder nach Jerusalem,  
doch hackt se erst de Beene ab  
sonst komm'n se wieder rin.

Schmeißt se raus, die ganze Judenblase,  
schmeißt se raus mit ihrer krummen Nase.  
Schickt se wieder nach Jerusalem,  
dann sind se wieder unter sich  
bei ihrem Stamme Sem.“

Damit war der Abend für mich gelaufen. Das Lied hatte auf mich die gleiche Wirkung wie die anzüglichen Bemerkungen Arndtes oder des kleinen Muck in der Schule. Bedrückt sagte ich Erika, daß ich müde sei, und nachdem wir uns nochmals für die Leiter bedankt hatten, fuhren wir nach Hause. Natürlich sagte keiner von uns beiden meinen Eltern auch nur ein Wort über das Lied.

Die erste wirklich kalte Dusche, die ich (abgesehen von den Erfahrungen in der Schule) zu verspüren bekam, war der „Judenboykott“ vom 1. April 1933. Zunächst einmal schenkte ich der offiziell verkündeten Erklärung Glauben, der Boykott diene der Abwehr der ausländischen „Gräuelpropaganda“. Meine Eltern sahen das anders, und da sie diese Maßnahme der Regierung vor uns nicht verheimlichen konnten, sprachen sie zu uns – zum ersten Mal, wenn ich mich recht erinnere – sehr offen über den Hass der Nazis gegen uns Juden. Der 1. April war ein Samstag, und mein Vater blieb, wie üblich, bis zum frühen Nachmittag in seinem Büro. Diese Gelegenheit benutzte meine Mutter dazu - Papa hätte ihr das sonst sicher untersagt -, einen kleinen Gegenschlag zu führen. Ganz in der Nähe des Bahnhofs Botanischer Garten gab es damals eine Kurzwarenhandlung, deren Besitzerinnen Juden waren. Im Gegensatz zu vielen anderen jüdischen Ladenbesitzern hatten die beiden Damen beschlossen, ihr Geschäft vormittags nicht zu schließen. Davon hatte Mutti Wind bekommen. Also wies sie meinen Bruder Fritz und mich an, einer nach dem anderen in das Geschäft zu gehen und dort irgendwelche Knöpfe oder Nähgarn zu kaufen. Danach würde sie selber dann mit Bruder Hänschen ebenfalls den Boykott sabotieren. Und so geschah es. Ich ging klopfenden Herzens mit meinen paar Groschen über den Astenplatz zu diesem Laden, vor dem ein gelangweilter SA-Mann Boykottwache stand. Er verwehrte mir nicht den Eingang, und ich kaufte schnell mein Nähgarn (oder was immer es war) und ging wieder nach Hause. Fritz zog als nächster los, gefolgt von Mutti und Hänschen. Als mein Vater später nach Hause kam und Mutti ihm stolz von dieser Aktion berichtete, schüttelte er nur den Kopf.

Wäre ich älter und weiser gewesen, hätte mir vielleicht der Tag des Boykotts die Augen geöffnet. Natürlich war er nicht spurlos an mir vorüber gegangen, aber ich war dennoch davon überzeugt, daß früher oder später die Regierung zur Einsicht kommen würde, was für gute Deutsche wir Juden doch seien. Und dann würden sie ihre Haltung uns gegenüber ändern. Sicherlich war hier der Wunsch der Vater des Gedankens. Da ich zudem stark von der Atmosphäre des ständig auf uns einwirkenden nationalistischen Rummels mit seiner zumindest anfänglich noch glaubhaften Devise vom „Geist des nationalen Erwachens“ beeinflusst war, sah ich vor allem den Prunk des neuen Regimes, verspürte die ans Fanatische grenzende Begeisterung speziell meiner Altersgenossen für die neue „Volksgemeinschaft“ und empfand es um so schmerzlicher, davon ausgeschlossen zu sein.

So bildete der 1. Mai 1933 in meinen Empfindungen ein Gegengewicht zum 1. April des Jahres. Nach dem schon erwähnten Pflichtbesuch im Lustgarten am Vormittag ging ich anschließend mit Eltern, Brüdern und Großpapa zu Muttis Schwester und Schwager, Tante Margot und Onkel Kurt Baumgart, die damals in der Dreibundstraße (heute Dudenstraße) wohnten. Der Balkon ihres Eckhauses ging zur Katzbachstraße hinaus, und von dieser Warte aus verfolgten wir die schier endlosen Vorbeimärsche der Innungen und anderer Arbeiterverbände, einige von ihnen in alten Trachten, die auf dem Weg zum Tempelhofer Feld die Katzbachstraße entlang zogen, um eine Ansprache Hitlers auf dem Tempelhofer Feld anzuhören. Ich war von der scheinbaren „Eintracht“ dieser Szene beeindruckt und ärgerte mich im Stillen über die mokanten Bemerkungen, die Großpapa und Papa hin und wieder machten. In Anbetracht der anwesenden nichtjüdischen Familienmitglieder hielten sich ihre Lästereien allerdings in Grenzen.

Am Vormittag des 4. Juni wurden wir in Alarmbereitschaft gesetzt. Es hieß, dass der folgende Tag *D-Day* sein würde. Wir trafen also unsere Vorbereitungen, packten vor allem unsere *duffel bags* (Kleidersäcke) die, so hofften wir jedenfalls, man uns später in Frankreich nachliefern würde, und erfuhren nun auch zum ersten Mal das Ziel unseres kommenden Einsatzes: die Normandie. Die ganze Division, einschließlich des *glider regiments*, sollte zwischen den Flüssen Douve und Merderet abspringen und sich bei St. Mère Église sammeln. Ein blaues Licht würde uns den Sammelplatz beim provisorischen Hauptquartier zeigen. So zumindest die Planung. Dass alles nachher ganz anders kam, soll uns hier nicht beschäftigen. Darüber gibt es genügend Literatur.



Irgendwann an diesem oder dem vorherigen Tage bekam ich endlich mein lang erwartetes „Fallschirmjägertraining“. Das dauerte etwa fünfzehn Minuten. Der *jumpmaster* meines *sticks*, ein Oberfeldwebel, war mein Trainer, der mich aus irgendeinem Grund *chicken* rief. Ein *jumpmaster* hatte nicht nur dafür zu sorgen, dass alle Fallschirmjäger im Flugzeug--und sie bildeten gemeinsam den *stick*-- auf den vom Piloten vermittelten Befehl aus dem Flugzeug hinaussprangen; er war auch ein *rigger*. Dessen Aufgabe war es, nach dem Absprung die Fallschirme einzusammeln und zu einem zentralen Sammelpunkt zu bringen. Daher befand sich in jedem Flugzeug ein *rigger*. Wie sich dann herausstellte, blieb das am *D-Day* graue Theorie und hat in den meisten Fällen überhaupt nicht funktioniert. Nun aber zu meinem „Training.“ In unserer riesigen Halle stand in einer Ecke ein großer Kasten, etwa anderthalb Meter hoch, und auf den ließ der *rigger* mich raufklettern. Dort musste ich mich erst einmal entscheiden, mit welcher Beinhaltung ich landen wollte, Füße zusammen oder getrennt. Ich entschied mich für letzteres. Dann erhielt ich Anweisungen, dass ich meinen Stahlhelm, der mir beim Absprung auf die Nase rutschen würde, nach Öffnen des Fallschirms sofort wieder nach hinten schieben müsse, um nachsehen zu können, ob eine oder mehrere Stoffbahnen, aus denen der Fallschirm zusammengenäht war, beim Sprung gerissen seien. Denn wenn das der Fall sein sollte, würde ich schneller fallen, als „sicher“ war. Im Notfall sollte ich dann, um nicht am Boden zu zerschellen, den Reservefallschirm aufmachen, der auf dem Bauch getragen wurde. Schließlich wies mich der *rigger* an, so lange an zwei der Stränge, an denen ich im Fallschirm hing, zu ziehen, bis ich nicht mehr schaukelte. Dadurch würde ich sicher auf beiden Füßen landen. Nach diesen Anweisungen erhielt ich den Befehl zum Springen, hopste von dem Kasten auf die Erde und landete sicher auf beiden Beinen.

Wie bekannt, verschob General Eisenhower am 4. Juni die Invasion wegen schlechten Wetters um 24 Stunden. Für uns war das gar nicht schön. Die Nervosität der Einzelnen nahm zu und die improvisierte Abendmahlzeit - wir hätten ja dazu schon fort sein sollen - war grässlich. Die meisten von uns gingen früh schlafen, nachdem wir uns noch einen Film angesehen hatten, der in der Halle gezeigt wurde. Als ich am 5. Juni morgens aufwachte, war der Himmel klar, und damit stand der Invasion nichts mehr im Wege. Irgendwann am späten Nachmittag wurden wir aufgefordert, uns ins Freie zu begeben, da General Gavin uns noch etwas zu sagen hätte. Da saßen wir nun in unserer Springer-Uniform, einschließlich der Springer-Stiefel, auf die wir sehr stolz waren, auf dem Boden und hörten dem General zu. Gavin sprach nur kurz, gab uns einen allgemeinen Überblick über die Gegend, wo wir landen und uns dann sammeln sollten, sagte uns, dass wir anfangs keine Gefangenen nehmen dürften, da sie unter den zu erwartenden Umständen lediglich eine Belastung waren, und schloss mit den Worten: „*Good luck, and good hunting!*“ Ich erinnere mich noch, dass ich Greenwald und Guttman, die neben mir gesessen hatten, ganz entsetzt fragte, wieso man uns denn überhaupt mitnehme, wenn keine Gefangenen gemacht würden. Das sei ja nur am Anfang der Fall, sagten sie mir, und ich gab mich damit zufrieden. Dass ich diesem Problem dann überhaupt nicht begegnen sollte, dafür aber anderen, völlig unerwarteten, sollte ich 24 Stunden später erfahren.

Abends gab es dann im Freien vor der Flugzeughalle gegrilltes Steak, und wir wurden aufgefordert, uns die Gesichter mit dem Ruß der großen rollbaren Küchenöfen einzuschmieren, damit man uns im Dunkeln nicht so leicht sehen konnte. Kurz bevor wir uns nach dem Essen in die uns zugewiesenen *sticks* einreichten, um zu unserem jeweiligen Flugzeug zu gehen, erfuhren wir noch, dass amerikanische Truppen an diesem Tage Rom eingenommen und besetzt hatten, was wir als gutes Omen ansahen. Und dann tapste ich, schwer beladen wie alle anderen auch, zur Startbahn, wo die Flugzeuge auf uns warteten. Obwohl die Sonne schon untergegangen war, schwitzte ich unter meiner Last: auf dem Rücken der Fallschirm, der von einem *rigger* gepackt worden war. Man konnte nur hoffen, dass der das richtig gemacht hatte. Dann Karabiner und Munition, die Luger-Pistole, vor dem Bauch den Reservefallschirm, darunter der *musette bag*--eine Tasche mit persönliche Dingen wie Rasierzeug, zwei Bücher (Kipling's „*Barrackroom Ballads*“ und, gegen alle Regeln, auch das „*Order of Battle*“ Buch, das ich aus Versehen mitgenommen hatte) sowie extra Unterwäsche, die eiserne Ration mit vor allem Schokolade, usw.. An einem Bein angeschnallt hing dann noch die Gasmasken in einem Beutel, am anderen eine kleine Hacke, um

sich einzugraben. Schließlich trug ich über dem Reservefallschirm noch zwei normale Handgranaten und im *musette bag* eine Schwefelhandgranate.

Das Flugzeug, in das wir dann einstiegen, war eine C-47, ein Transportflugzeug für Materialien und/oder Fallschirmjäger. In unserem Falle war es beides, denn gleich neben der Tür der C-47 lagen mehrere große Bündel mit leichten Maschinengewehren, Mörsern, Munition, Minen und Essensrationen. Jedes Bündel war mit einem Fallschirm versehen, der, wie unsere auch, an die „*static line*“ angeschlossen war. Letztere war ein Drahtseil, das oben durch die ganze Länge des Flugzeugs lief. Dort hakten wir das Öffnungskabel unseres Fallschirms an, der dadurch, sobald wir sprangen, automatisch geöffnet wurde. Im Gegensatz zum Reservefallschirm brauchten wir dabei also keinen Handgriff zu ziehen. Vor dem Einsteigen hatte ich noch bemerkt, dass unsere C-47 einen Namen hatte, *Son of the Beach*, und darunter ein Bild von Donald Duck in Badehose.

Es war kurz vor Mitternacht. Jeder von uns hatte eine Pille erhalten, die uns wach halten sollte. Ich steckte sie in die Tasche anstatt in den Mund. Es dauerte eine Weile, bis sich die Formation der Invasionsluftflotte über Süd-England gesammelt hatte - wir flogen in endlosen Kreisen über das verdunkelte Land -und ich nickte auf meinem harten Sitz erst einmal ein. Plötzlich weckte mich der *rigger*, der mich „ausgebildet“ hatte und der *jump master* unseres Flugzeugs war und befahl mir, mich an die *static line* anzuhaken, da wir gleich über die von Deutschen besetzten Inseln Jersey und Guernsey fliegen würden. Ich zog also nach hinten zur—offenen—Eingangstür, da ich, gleich nach den Bündeln, als erster das Flugzeug verlassen sollte. Warum war ich Nummer Eins? Falls ich in letzter Minuten beschloss, doch nicht zu springen, brauchte ich lediglich beiseite zu treten und den *stick* hinter mir rauspringen lassen. Da ich noch kein ausgebildeter Fallschirmjäger war, konnte ich unter den gegebenen Umständen nicht bestraft werden.

Begleitet von amerikanischen und englischen Jagdfliegern, flogen wir ganz tief über Guernsey und Jersey, um den dort platzierten deutschen Flugzeugabwehrkanonen auszuweichen. Dabei geriet die bisher sehr ordentliche Formation der Luftflotte derart auseinander, dass jeder Pilot mehr oder weniger auf sich selber angewiesen war, die *drop zone*, also das Ziel unseres Flugs, zu erreichen. Nachdem wir die Inseln passiert hatten, stiegen wir wieder in eine Höhe von etwa 800 Meter und flogen die Westküste der Normandie an. Sobald wir die erreicht hatten, wurden wir vom Boden aus beschossen. Da ich an der Tür stand, hinter den Bündeln und vor dem *stick*, sah ich die Leuchtspurgeschosse langsam (wie es schien) zu uns nach oben fliegen. Ich war derart fasziniert, dass ich kaum Angst verspürte. Meine linke Hand schloss sich eisern um das lederne Verbindungskabel meines Fallschirms zur *static line*, da der *rigger* mich gewarnt hatte, auf keinen Fall den Griff zu wechseln, damit mir beim Sprung der Arm nicht abgerissen würde. Kurz nachdem wir die Küste erreicht hatten, wurde die C-47, die neben uns flog, abgeschossen. Ein paar Minuten später merkten wir, dass auch unser Flugzeug getroffen war. Der kleine Beleuchtungskörper neben dem Eingang, der es dem Piloten ermöglichte, uns den Befehl zum Springen zu geben, war getroffen worden und funktionierte nicht mehr. Das bedeutete, dass der Pilot diesen Befehl nun mündlich an den *jump master* geben musste, was letzterer uns sofort laut fluchend wissen ließ. Jetzt musste er nämlich wie ein Wiesel am *stick* vorbei zwischen der Ausgangstür und dem Piloten hin und her rennen. Ich stand zwischen den Bündeln und dem vordersten *trooper* des *sticks*, startete auf die weiterhin zu uns hinauffliegenden Leuchtspurgeschosse und fluchte leise vor mich hin. Der - mir unbekannte - *trooper* neben mir zuckte die Achseln und sagte nur: „Was erwartest Du eigentlich? Snafu, wie üblich.“ („Snafu“ ist die Abkürzung für „*Situation normal, all fucked up*“. Es entstand während dieser Zeit). Plötzlich stand der *jump master* neben mir und wies mich an, ihm beim Hinausschieben der Bündel zu helfen. Danach sah er mich fragend an, stellte fest, dass ich zum Sprung bereit war, und rief: „*Jump, chicken!*“ Und „*chicken*“ stieß den Griff des Kabels, das seinen Fallschirm mit der *static line* verband, nach vorn und trat aus der Tür ins Leere.

Man hatte mich angewiesen, „*one thousand, two thousand, three thousand*“ laut vor mich hin zu sprechen. Sollte sich der Fallschirm bis dahin nicht geöffnet haben, müsste ich sofort den Griff des Reservefallschirms ziehen. Aber mein Fallschirm öffnete sich fast umgehend, was ich durch einen starken, im Schritt etwas schmerzhaften Ruck des Gurtwerks, in dem ich hing, feststellen konnte. Erleichtert schob ich dann den Stahlhelm, der mir auf der Nase saß, nach oben, sah, dass der Fallschirm unbeschädigt war, und zog nun an zwei der *risers*, um das Schaukeln zu vermindern und sicherer landen zu können. Die Zeit war etwa 2 Uhr 15 am 6. Juni 1944. Der Mond stand zwar

am Himmel, wurde aber immer wieder von ziehenden Wolken verdeckt. Ich war erstaunt, dass ich keine weiteren Fallschirmspringer sehen konnte, konzentrierte mich aber vorwiegend auf die kommende Landung. Irgendwie fühlte es sich wunderbar an, so hoch in der Luft zu schweben, zumal ich nicht das Gefühl des Fallens hatte. Im Gegenteil, die Erde schien auf mich zuzukommen. Niemand schoss auf mich, was mich auch etwas verwunderte. Ich konnte in diesem Augenblick natürlich nicht wissen, dass unser Pilot gegen alle Anweisungen von dem ihm gegebenen Kurs abgewichen war und damit diesen von sich aus geändert hatte, um den deutschen Abwehrgeschossen auszuweichen (*evasive action*). Anstatt wie angewiesen zum Sammelpunkt um St. Mère Église zu fliegen, war er in leicht östlicher Richtung, auf die Kanalküste zu, abgebogen. Kurz bevor er die erreicht hatte und das Flugzeug schon fast über dem Wasser des Kanals war, gab er uns den Befehl zum Springen, statt uns nach England zurückzunehmen und uns von dort aus mit der nächsten Welle ein zweites Mal in die Normandie zu bringen. So sprangen die Fallschirmjäger unseres Flugzeugs östlich von Cherbourg, an der Küste ab. Die beiden hintersten Springer unseres *sticks*, Captain Hawkins und Private Ford, landeten schon im Wasser, zum Glück jedoch da, wo es noch seicht war. Außer mir, der zuerst gesprungen war, und den beiden Letztgenannten wurden alle anderen Springer unseres Flugzeugs innerhalb der nächsten zwei Tage gefangen genommen. Der Pilot wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt und abgeurteilt. Aber all das fand ich erst später heraus.

Je näher ich der Erde kam, desto konzentrierter arbeitete ich daran, gut zu landen. Direkt unter mir war ein Obstgarten, an dessen Zaun entlang ein Schimmel rannte, der laut wieherte. Ich zog an zwei der Riemen (*risers*), um so zu „steuern“, dass ich zwischen den Obstbäumen und nicht auf ihnen landete, was auch gelang. Nur der Fallschirm verhakte sich in dem Apfelbaum, unter dem ich sehr sanft landete; mein Po hing nur ein paar Zentimeter über dem Boden. Schnell schnallte ich mich aus dem Gurtwerk ab, ließ den Fallschirm oben hängen, und pinkelte erst einmal (was, wie man mir vorher gesagt hatte, anscheinend beim Abspringen mit dazu gehörte). Danach legte ich den Reservefallschirm unter den Apfelbaum und machte mich auf den Weg, um das blaue Licht am Sammelplatz zu finden. Natürlich wähnte ich mich in der Nähe von St. Mère Église, aber wo genau ich gelandet war, wusste ich nicht. Andere troopers waren nicht zu sehen, aber nach dem, was ich von der Landschaft im schummrigen Mondlicht erkennen konnte, schien das nicht verwunderlich. Überall gab es kleine Obstgärten, viele von ihnen durch Heckenreihen statt durch Drahtzäune von den Nachbargärten abgegrenzt. Während ich über eine der Heckenreihen kletterte, verlor ich das Gleichgewicht und damit meine Taschenlampe. Die Landkarte, die jeder von uns vor dem Sprung erhalten hatte, war nunmehr bis zum Anbruch des Tages nutzlos, und ich steckte sie in die Tasche. Kurz darauf kam ich zu Eisenbahngleisen, die ich vorsichtig kriechend überquerte. Daneben verlief eine Straße, die zu meinem Schrecken von deutschen Truppen befahren wurde. Das erkannte ich an der Form der Stahlhelme, und die waren besonders bei Motorradfahrern leicht zu erkennen. Natürlich hätte ich das erwarten sollen, aber es war dennoch ein Schock. Nun hieß es, Kontakt mit den eigenen Truppen zu suchen. Und so wartete ich auf eine ruhige Minute ohne Verkehr, sprang dann schnell über die Strasse und folgte einem schmalen Pfad, der in einen Wald hineinführte. Nach etwa zehn Minuten sah ich links vor mir eine Lichtung und an deren Rand in einem Schützenloch die Silhouetten dreier deutscher Soldaten mit einem Maschinengewehr, das zum Glück auf das Feld gerichtet war. Ich versuchte, mich vorbei zu schleichen, wurde aber bemerkt, und einer der drei Männer fragte laut, wer ich sei und wohin ich ginge. Während ich auf das Schützenloch zuschritt und eine meiner beiden Handgranaten zum Wurf fertig machte, antwortete ich „Unteroffizier auf Patrouille.“ Das war ein Fehler. Unteroffiziere gingen gewöhnlich nicht alleine im Wald umher, und wenn sie es taten, so waren sie „auf Streife“ und nicht „auf Patrouille“. Diese Begriffe aus dem Ersten Weltkrieg kannte ich aus den Büchern von Remarque und Ernst Jünger. Und das Wort „Streife“ hatte uns *Captain Cohn* in Camp Ritchie leider nicht beigebracht. Nun hatte ich zwar die falschen Begriffe gebraucht, hatte aber unverfälscht deutsch gesprochen, sogar mit einem leichten Berliner Akzent. Um die Situation zu klären, rief mir der Soldat zu: „Komm mal her, Du!“ Das tat ich, zog aber dabei die Sicherung aus der Handgranate und warf sie in Richtung der drei Soldaten. Nun war Werfen nie meine Stärke gewesen, und ich glaube nicht, dass die Granate im Schützenloch gelandet ist. Ich wartete jedoch den Erfolg meines Wurfes nicht ab, sondern rannte, so schnell ich das mit dem ganzen Gepäck konnte, den Pfad entlang. Einige Sekunden später hörte ich hinter mir die Explosion und die aufgeregten Stimmen der drei Männer. Ich schaute mich um und sah - das Mondlicht war hell

genug - ,dass einer von ihnen aus dem Schützenloch geklettert war und mit einer Pistole auf mich zielte. Anstatt mich sofort zur Seite ins Gebüsch zu schlagen, lief ich panisch weiter, hörte dann einen Schuss und fühlte einen Schlag an meinem Stahlhelm. Der Schütze hatte auf etwa dreißig Meter Entfernung bei Mondlicht meinen Stahlhelm getroffen, dabei eine kleine Delle gemacht und das Tarnnetz zerrissen. Der Mann konnte schießen!

Jetzt verließ ich endlich den Pfad, legte mich an dessen Rand ins Gebüsch, den Karabiner im Anschlag, und wartete auf meine Verfolger. Aber keiner kam. Da die Sonne schon aufging, kroch ich vorsichtig tiefer in den Wald und „räumte auf.“ Zunächst einmal verscharrte ich das *Order of Battle* Buch. Es durfte keineswegs in deutsche Hände fallen. Dann vergrub ich die Schwefelgranate, die ich hatte mitnehmen müssen und mit der ich nicht von deutschen Truppen gefangen genommen werden wollte. Zudem beabsichtigte ich auch nicht, sie gegen Menschen zu werfen, auch wenn sie „der Feind“ waren. Schließlich entledigte ich mich noch der Gasmaske und der Hacke, denn ich wollte so wenig Gepäck wie möglich. Außerdem nahm ich an, dass ich keine der beiden brauchen würde. Sodann machte ich mich in östlicher Richtung auf den Weg, ging aber durch den Wald und nicht mehr auf dem Pfad. Nach etwa einer Stunde erreichte ich eine kleine Lichtung und beschloss, mich erst einmal auszuruhen. Nachdem ich schnell etwas Schokolade meiner eisernen Ration gegessen hatte, kroch ich in ein Brombeergebüsch und schlief ein. Gegen Mittag wachte ich wieder auf, kroch erneut vorsichtig aus meinem Versteck und kletterte auf einen Baum, um zu versuchen, mich zu orientieren. Aber ich sah lediglich andere Bäume, keine Häuser, nichts. Den Rest des Tages zog ich stur weiter und kam einfach nicht aus dem Wald heraus. Mehrmals musste ich allerdings Straßen kreuzen, die den Wald durchquerten, und stellte immer wieder fest, dass der Straßenverkehr „deutsch“ war. Am späten Nachmittag fand ich wieder einen Pfad, der ungefähr in meine Richtung führte. Erschöpft wie ich war, beschloss ich, ihm zu folgen. Bald hörte ich Stimmen und trat hinter einen Baum am Rande des Pfades. Zwei Menschen kamen mir entgegen, eine alte Frau und ein kleines Mädchen die, wie aus ihren Bündeln ersichtlich war, Holz gesammelt hatten. Ich vergaß, dass mein Gesicht zwecks Tarnung ja noch schwarz angeschmiert war, trat hinter dem Baum hervor und erschreckte die beiden ganz fürchterlich. „*Je suis parachutiste Americain*“ sagte ich in meinem Schul-Französisch. „*Qu'est-que le nom du village prochain, et où sommes les boches?*“ Zitternd vor Schreck und Angst stammelte die alte Frau, das nächste Dorf heiße Videcosville; wir seien eben im *forêt de Videcosville*; und es gebe vier *boches* am anderen Ende des Dorfes. Sie selber wohnten dort nicht, kämen aber gerade daher. Ich dankte ihr und lief in Richtung Videcosville weiter.

Die 82. war eine der wenigen amerikanischen Divisionen, die noch kurz vor Kriegsende über die Elbe setzte und dann während der ersten Tage im Mai noch etwa 150.000 deutsche Gefangene machte, größtenteils Angehörige der 21. Armee. Deren kommandierender General, Kurt von Tippelskirch, ergab sich zusammen mit seinem Stab am 3. Mai unserem General Gavin im Schloss Ludwigslust, jetzt das Hauptquartier der Division. Obwohl der Krieg in Europa offiziell erst am 8. Mai zu Ende ging, war er für uns schon einige Tage früher vorüber. Unser Team war weiterhin der Nachrichtenabteilung der Division zugeordnet. Da wir keine Gefangenen mehr zu verhören brauchten, und da die wenigen Landstraßen nach Westen mit deutschen Zivilisten voll gestopft waren, die in panischer Angst vor den schnell nachrückenden Russen nach Westen über die Elbe fliehen wollten, wurde unser Team zunächst einmal beauftragt, einigermaßen Ordnung in diesem Chaos zu schaffen. So versuchten wir, den unablässigen Strom deutscher Truppen, die sich uns ergeben hatten, also Truppen der 21. Armee, ebenfalls nach Westen hin zur Elbe weiter zu leiten, sofern die Straßen nicht gerade mit fliehenden Zivilisten verstopft waren. Wenn das jedoch der Fall war, wiesen wir einige der Truppen an, sich vorläufig in den nahe gelegenen Wäldern unter dem Kommando ihrer Oberfeldwebel-Offiziere wurden separat gefangen gehalten--ihre eigenen provisorischen Gefangenenlager zu errichten. Wir hatten einfach nicht genug Personal, um diese Aufgaben selber zu bewältigen und schalteten darum die Gefangenen ein. Dabei sorgten wir dafür, dass sie genug Stacheldraht bekamen und zusätzlich das tägliche Essen. Diese Lager wurden dann von ein paar Fallschirmjägern bewacht, die an jeder Ecke ein Maschinengewehr aufstellten. Das genügte. Es war ein seltsames Gefühl für mich, in jenen ersten Maitagen diesem völligen Zusammenbruch ganzer deutsche Regimenter beizuwohnen. Für uns ehemalige *refugees*, die wir im Januar 1933 den „Tag der Machtergreifung“ erlebt hatten und in den darauf folgenden Jahren

bis zur Auswanderung Demütigungen und Bedrohung ausgesetzt waren, war das Ende des Hitler'schen Krieges ein Geschenk.

An einem dieser Tage im frühen Mai - welcher das war, kann ich heute nicht mehr sagen - erfuhren wir vom Tode Hitlers. Ich stand mit meinem Gefährten „Wolffy“ an der Landstraße, auf dem sich Zivilisten und Verbände der zerschlagenen deutschen 21. Armee auf die Elbe zu bewegten, als uns ein Kamerad zurief, Hitler habe sich das Leben genommen. Da ein von uns konfiszierter deutscher LKW, der mit Lebensmitteln, Zigarren und vor allem auch Schnaps und ähnlichen Getränken beladen, ganz in unserer Nähe stand, bedienten wir uns mit einer Flasche Aquavit und sandten dem Führer unseren Toast nach: „*Long may he rot!*“ („Möge er auf ewig verrotten!“)

Zu diesem Zeitpunkt entdeckten wir auch das Lager Wöbbelin, ein Außenlager des KZ Neuengamme, das seit Anfang 1945 als Auffanglager diente. Als bekannt wurde, dass die Amerikaner die Elbe überquert hatten und sich auf Ludwigslust zu bewegten, hatten SS-Wachen und Kapos das Lager fluchtartig verlassen und die noch lebenden, halb verhungerten Häftlinge zurückgelassen. Diese waren in ihrer Mehrzahl zu schwach, um sich ohne Hilfe aus dem Lager zu entfernen. Dennoch gelang es drei von ihnen, sich im Laufe des nächsten oder übernächsten Tages in das wenige Kilometer entfernte Ludwigslust zu schleppen, wo man sie hinter dem zerschlagenen Schaufenster eines Kleidergeschäfts fand. Dort waren die bis zum Skelett abgemagerten Häftlinge im Begriff, sich Kleidung zu beschaffen. Auf diese Weise erfuhren wir von Wöbbelin, und kurz darauf zogen die ersten Soldaten der Division zu diesem Lager. Sobald ich davon gehört hatte, fuhr ich zusammen mit zwei unserer Offiziere im Jeep in Richtung Wöbbelin und erreichte das Lager wenige Minuten später. Was ich dort vorfand, war furchtbar. Zu diesem Zeitpunkt hatte ich noch nichts von der „Endlösung“ gehört, kannte das Wort Auschwitz nicht, und obwohl mir seit 1933 die Existenz von deutschen Konzentrationslagern bekannt war - also Dachau, Buchenwald, Sachsenhausen usw. - wusste ich damals noch nicht, dass nach Kriegsausbruch Vernichtungslager gebaut worden waren, Lager die dazu dienten, Menschen massenweise umzubringen. Das erfuhren wir erst am Ende des Krieges. Für meine Begleiter und mich war es jedenfalls das erste deutsche Konzentrationslager, das wir zu Gesicht bekamen, und wir waren unglaublich schockiert von dem, was wir sahen und vor allem auch rochen. Denn bevor wir das Lager überhaupt betraten, stieg uns der von dort kommende Gestank in die Nase. Überall lagen verhungerte und halbverhungerte Gestalten auf dem verfilzten, mit Kot und verrotteten Essensresten verseuchten Boden. Es war so penetrant, dass sich meine beiden Begleiter, kurz nachdem sie das Lager betreten hatten, erst einmal umdrehten, zum Lagerzaun rannten und sich dort übergaben.

Meine Eindrücke von Wöbbelin nach den vielen Jahren sind leider Bruchstücke. In der Waschbaracke waren die Leichen verhungelter Häftlinge teils aufgestapelt wie Holzstämme, teils lagen sie wirt neben- und übereinander auf dem verdreckten Boden der Baracke, viele von ihnen schon im Zustand der Verwesung. Nicht weit von der Waschbaracke entfernt war eine große, mit ungelöschtem Kalk angefüllte Grube, ein ehemaliger Steinbruch, in die man die Leichen von verhungerten Häftlingen geworfen hatte, um sie dadurch chemisch zu zersetzen. Auch die aufgestapelten Leichen, die wir in der Waschbaracke gefunden hatten, wären da gelandet, wenn sich die Wachmannschaften nicht schon abgesetzt hätten. Ich weiß noch, dass ich mich beim Anblick dieser grauenhaften Zustände völlig hilflos fühlte. Überall Leichen, die neben sterbenden Menschen lagen, Menschen, die bis zum Skelett abgemagert waren, nicht mehr laufen konnten und keine Überlebenschancen mehr hatten, ganz gleich, was die Ärzte und Sanitäter, die General Gavin sofort in das Lager geschickt hatte, für sie zu tun bemüht waren. Auf seinen Befehl hin mussten gefangene deutsche Soldaten die noch nicht völlig verwesenen Leichen aus der Kalkgrube herausholen, damit sie begraben werden konnten. Im Gegensatz zu den Vernichtungslagern im Osten waren diese Menschen aber nicht systematisch und routinemäßig ermordet worden. Wöbbelin war ein Übergangs-, ein Arbeitslager, kein Vernichtungslager. Die Häftlinge kamen ursprünglich aus fast allen europäischen Ländern unter deutscher Herrschaft und waren zur Zwangsarbeit eingesetzt worden. Ein Bruchteil von ihnen waren Juden, die vor ihrer Einlieferung nach Wöbbelin eines oder auch mehrere tatsächliche Vernichtungslager überlebt hatten. Sie und die nichtjüdischen Häftlinge starben in Wöbbelin während der letzten drei Monate vor Kriegsende,

weil sie nicht genug zu essen bekamen und außerdem von den Wachmannschaften, vor allem den „Funktionshäftlingen“, auch „Kapos“ genannt, die zumeist Kriminelle waren, misshandelt wurden.

Als ich meine beiden schwer angeschlagenen Offiziere nach dem Besuch des Lagers nach Ludwigslust zurückgebracht hatte, fuhr ich in den Ort Wöbbelin zurück und sprach dort mit einigen Einwohnern. Auf meine Frage, ob sie vom dem Lager, das man ja kaum übersehen konnte, gewusst hätten, bekam ich ausweichende Antworten. Man habe lieber Umwege gemacht, als dort vorbeizufahren, erzählte mir einer. Ein anderer meinte, er habe sich nicht dafür interessiert, was da vor sich ging. Man hatte schließlich andere Sorgen, usw. Ich bestand auch darauf, in jedem Haus, dessen Bewohner ich befragte, die Küche zu besichtigen. Ich fand keine leeren Speisekammern. Die Bewohner Wöbbelins hatten keinen Hunger gelitten.

Wenige Tage darauf, am 7. Mai, wurden 200 der Toten offiziell im Schlosspark von Ludwigslust beerdigt. An den Vorbereitungen dazu war ich nicht beteiligt. Eine Anzahl der männlichen Einwohner Ludwigslusts, vor allem solche, die dort eine etwas gehobene Stellung gehabt hatten und / oder Mitglieder der NSDAP gewesen waren, wurden angewiesen, die Gräber zu schaufeln. Wie vorgesehen, musste die gesamte Einwohnerschaft der Stadt vor der Beerdigung auf dem Weg zwischen den Gräberreihen vorbeidefilieren und somit den Toten, die in weiße Tücher gehüllt neben den Gräbern lagen, ihren Respekt zu erweisen. Aber nicht nur die Zivilisten der Stadt Ludwigslust, sondern auch eine Anzahl gefangener deutscher Wehrmachtsoffiziere war für diese Totenfeier aus ihrem Lager geholt worden. Wir Gefangenenverhörer hatten dafür zu sorgen, dass sie das auch taten. Die Offiziere standen mit uns hinter den offenen Gräbern, schauten den Vorgängen mit eiskalten Blicken zu und schwiegen. Als Ludwigslusts neuer Bürgermeister - sein Vorgänger hatte sich und seine Familie bei unserer Ankunft getötet - eben anfang, eine kurze Ansprache zu halten, zündete sich ein Offizier, der direkt hinter mir stand, eine Zigarette an. Ich wies ihn an, diese sofort auszumachen; schließlich sei er auf einer Beerdigung. Er sah zu mir herab und erwiderte, ich hätte ihm überhaupt nichts zu befehlen, da ich ja lediglich ein Oberfeldwebel sei, er jedoch Offizier. Ich wiederholte meine Aufforderung, aber er reagierte nicht. Daraufhin zog ich meine Pistole und sagte ihm ganz ruhig, dass ich auf ihn schießen würde, wenn er die Zigarette nicht sofort ausmachte. Er sah mich mit einem hasserfüllten Blick an, warf aber die Zigarette fort. Es war einer der wenigen Fälle während unseres gesamten Einsatzes von fast elf Monaten, dass ich mich gezwungen sah, derart drastisch mit einem Gefangenen umzugehen. Übrigens ignorierten die anderen Offiziere diesen Zwischenfall völlig und starteten in die Gegend.

Kurz darauf hatte ich ein weiteres unangenehmes, allerdings ganz anders geartetes Erlebnis. Ich erfuhr eines Morgens, dass etwa sechs junge Frauen aus dem KZ Ravensbrück (von dessen Existenz ich da zum ersten Mal hörte) zu Fuß nach Ludwigslust gekommen seien, alle krank und ohne Unterkunft. Ich zog also - wiederum von Wolffy begleitet - durch die Stadt und fand die jungen Frauen, die sehr geschwächt aussahen. Wir blickten uns um und fanden eine geräumig aussehende Villa, zu der wir gingen und klingelten. Eine große, recht üppige Rot-Kreuz-Schwester öffnete die Tür, sah uns und versuchte, sie sofort wieder zuzuschlagen. Das gelang ihr aber nicht, da ich meinen Fuß schon in der Öffnung hatte. Als ich ihr sagte, dass wir für eine kleine Gruppe kranker Frauen aus Ravensbrück eine Unterkunft und ärztliche Hilfe suchten, antwortete sie, das Haus sei schließlich kein Hotel. Dann versuchte sie noch einmal, die Tür zuzuschlagen. Nun zog ich zum zweiten Mal innerhalb weniger Tage meine Pistole, sagte der Frau, sie habe wohl noch nicht gehört, dass der Krieg verloren sei, und forderte sie auf, den Hausbesitzer zu suchen. Der war indessen - wahrscheinlich durch das Stimmengewirr - aufmerksam geworden, kam zu uns herunter und schickte die Krankenschwester unwirsch fort. Sobald er unser Anliegen gehört hatte, stellte er uns sofort ein Zimmer für die Frauen zur Verfügung. Außerdem versprach er uns, einen ihm gut bekannten benachbarten Arzt darum zu bitten, sich der Kranken anzunehmen. Und er hat sein Wort gehalten.

## Wiedersehen in Amsterdam und letzte Gefangenen-Verhöre

Kurz nach Kriegsende meldete ich mich bei General Gavin und bat ihn um ein paar Tage Urlaub sowie die Benutzung eines Jeeps. Ich wollte nach Amsterdam fahren, um dort zu versuchen, meine Familie zu finden. Der General reagierte wieder positiv. Er ließ mich wissen, dass der Chef unseres Teams, *Lieutenant* Becker, gerade mit derselben Bitte an ihn herangetreten sei. Auch er wolle nach Holland, um in Rotterdam nach seiner Schwester zu suchen. Becker und ich könnten ja dann gemeinsam fahren. Becker, Nick Emanuels Nachfolger, war ein Mann in den Vierzigern, der weder Jude noch Fallschirmjäger war, und der als Sozialdemokrat seine österreichische Heimat aus politischen Gründen verlassen hatte. Wir waren von Anfang an gut miteinander ausgekommen und so war ich aufrichtig froh, mit ihm zusammen nach Holland fahren zu können. Auf Gavins Anweisung hin stellte man uns im Hauptquartier der Division einen Schein aus, den ich noch heute besitze. Er lautete, dass *Lieutenant* Becker und *Master Sergeant* Angress die Aufgabe hatten, im Zusammenhang mit „*airborne activities*“ nach Holland zu fahren und dort so lange zu bleiben, bis unsere Mission abgeschlossen sei. Danach würden wir wieder nach Ludwigslust zurückkehren. Kein festes Datum für die Rückkehr, keine Einschränkungen. Es war typisch für Gavins Generosität, aber auch ein Beweis seines Vertrauens in uns.

Sobald ich die Erlaubnis des Generals in der Tasche hatte, bat ich meine Freunde um Kartons mit Zigaretten, die man uns regelmäßig aushändigte, und auch um eiserne Rationen, sowohl für uns beide als auch für unsere Angehörigen. Schließlich wussten weder Becker noch ich, in welcher körperlichen Verfassung wir diese vorfinden würden, wenn wir sie überhaupt fänden. Dass der Winter 1944/45 in Holland ein Hungerwinter gewesen war und sich viele Menschen noch Monate später dort kaum richtig ernähren konnten, war bekannt. Die Zigaretten waren „Währung“. Mit ihnen konnte man sich alles kaufen, alles bezahlen. Und so fuhren wir am Samstag, den 12. Mai, mit dem voll gepackten Jeep nach Westen, über die Autobahnen, deren vielfach zerstörte Brücken unsere Reise verlangsamten, kamen aber dennoch am Abend in der frühen Dämmerung in Amsterdam an. Als mich Becker fragte, wo man denn übernachten könne, schlug ich das elegante Amstel Hotel vor, von dem ich zwar gehört hatte, in dem ich selber aber noch nie gewesen war. Dorthin fuhren wir auch, sicherten unseren Jeep nebst Ladung und bekamen jeder kostenlos ein Zimmer angewiesen. Wir waren jedoch keineswegs allein. Kanadische Offiziere, die Befreier der Stadt, hatten das Hotel ebenfalls entdeckt und sich dort niedergelassen. Es gab kein warmes Wasser, dafür aber reine Bettwäsche, und das allein war es wert, dort zu übernachten.

Am folgenden Morgen - es war Sonntag und Muttertag - berieten Becker und ich, wie wir vorgehen sollten. Er schlug vor, erst einmal sollte ich versuchen, meine Familie zu finden. Danach wollte er mit dem Jeep weiter nach Rotterdam. So fuhren wir dann gegen 9 Uhr früh zu der Wohnung, wo ich meine Eltern und Brüder im Oktober 1939 zum letzten Mal gesehen hatte: Cliostraat 39 in Amsterdam *Zuid*. Nachdem ich geklingelt hatte, öffnete ein großer, verschlafen aussehender Mann im Morgenrock die Tür, starrte mich an und fragte mich auf Holländisch, ob ich *mijnheer* Angress sei. Als ich nickte, teilte er mir in gebrochenem Englisch mit, meine Mutter habe ihn am Tage vorher aufgesucht und gebeten, Post von ihrem Sohn aus Amerika in ihre Wohnung weiterzuleiten. Sie lebe seit ein paar Tagen in der Rubensstraat, gleich um die Ecke von der Cliostraat. Wir bedankten uns und fuhren sofort zur Rubensstraat, wo es ein bewegtes Wiedersehen gab. Meine Mutter weinte wie ein Kind und ich musste sie erst beruhigen. Ihr Anblick war erschreckend. Aus einer Frau, die normalerweise etwa 130 bis 140 Pfund gewogen hatte, war ein Skelett geworden. Sie wog 90 Pfund und konnte vor Schwäche kaum gehen. Zunächst stellte sie mir ihre ebenfalls gerade aus dem Untergrund „aufgetauchten“ Nachbarn vor, Herrn Rabau und eine Frau Alice Schwarz-Mulisch, die Mutter des damals noch weitgehend unbekannteren holländischen Schriftstellers Harry Mulisch. Danach packte ich erst einmal einen Karton der eisernen Rationen aus, aber mit der Warnung, langsam und leicht zu essen. Aus irgendeinem Grunde bot mir Herr Rabau zunächst einmal „Salat“ an, was sich als im Vorgarten der Rubensstraat wachsendes Grass entpuppte. Ich lehnte höflich ab. Im Verlauf unserer Unterhaltung sagte meine Mutter dann, sie habe erst vor wenigen Tagen erfahren, dass mein Bruder Fritz um die Ecke von ihr wohnte. Wir sollten jetzt gleich zu ihm gehen.

Wie war es Fritz ergangen? Nach der Verhaftung meines Vaters hatte er dank der Findigkeit meiner Mutter eine Stelle beim „Judenrat“ bekommen, wo er dann zumeist im Gebäude der Zentralstelle für jüdische Auswanderung arbeiten musste. Sein Gestapo-Vorgesetzter, Oberscharführer Stube, benötigte ihn dort. Die Arbeit war traurig und, im Rückblick gesehen, auch recht anrühlich. Eine seiner Aufgaben bestand darin, zusammen mit einigen anderen jungen Juden der SS Abend für Abend dabei behilflich zu sein, diejenigen Menschen, die zum „Arbeitseinsatz im Osten“ bestimmt und von der SS zusammengetrieben worden waren, zur *Hollandse Schouwburg* (dem Theater, das als Sammelplatz diente) zu begleiten. Dort mussten sie dann dafür sorgen, dass sich diese Menschen ruhig verhielten und keine Schwierigkeiten machten, bevor man sie zunächst in das Lager Westerbork, dann nach Auschwitz, Treblinka oder andere Vernichtungslager verschleppte. Aber wie das Schicksal so waltet, sollte diese Arbeit beim Judenrat und dessen Kontakt mit der SS meinen Brüdern und unserer Mutter das Leben retten. Am 28. September 1943 teilte ein jüdischer Mitarbeiter dem Fritz leise mit, dass am selben Abend alle, auch die bisher vom „Arbeitseinsatz im Osten“ freigestellten Juden, zu denen mein Bruder Fritz gehörte, zusammengetrieben und deportiert werden sollten. Er habe das zufällig gehört, als er an der halb offenen Tür des für die „Lösung der Judenfrage“ in den Niederlanden weitgehend verantwortlichen Hauptsturmführers Aus der Fünter, Kommandeur der Deutschen Sicherheitspolizei in Holland, vorüberging und dieser einer Gruppe höherer SS Führer diesbezügliche Anweisungen gab. Daraufhin ließ sich Fritz von Stube wegen „Unwohlseins“ entschuldigen, benachrichtigte sofort unsere Mutter und Hans, und innerhalb weniger Stunden tauchten alle drei an separaten Stellen unter. Natürlich geschah das mit Hilfe der gut organisierten holländischen Untergrundbewegung, zu der unsere Mutter schon lange Kontakt hatte.

Nachdem die Familie untergetaucht war, hatte Fritz bei mindestens zehn verschiedenen holländischen Familien gelebt und wäre zwei Mal fast von holländischen Nazis - Gefolgsleuten der rechtsradikalen Mussert Gruppe - an die Gestapo ausgehändigt worden. Zum Glück war es ihm gelungen, sich mit etwas Geld (und einmal mit seiner Armbanduhr) loszukaufen. Dann fand er endlich nahe der Rubensstraat ein „Heim“ bei einer Apothekerfamilie, die Fritz wie einen Sohn aufnahmen. Die Freundschaft mit den Kindern der inzwischen verstorbenen Eltern besteht noch heute.

Fritz, der im Anzug mit Krawatte vom ersten Stock des Apothekerhauses den vorbeigehenden Mädchen nachschaute, fiel fast aus dem Fenster, als ich ihn von unten anrief. Wir gingen dann zurück zur Wohnstube meiner Mutter, wo plötzlich und ganz unerwartet mein jüngster Bruder Hans mit einem Strauß reichlich zerknitterter Blumen auftauchte, denn es war ja Muttertag. Auch er war unglaublich erstaunt, mich so kurz nach Kriegsende in Amsterdam zu sehen, noch dazu in amerikanischer Uniform.

Ich verbrachte noch zwei Tage in Amsterdam. Dann kam Becker aus Rotterdam zurück und teilte uns traurig mit, dass er seine Schwester nicht gefunden habe. Sie hatte in dem Teil der Stadt gewohnt, den die deutsche Luftwaffe 1940 dem Boden gleich gemacht hatte. Bevor wir wieder nach Ludwigslust zurückfuhren, übergab ich Hans alle noch vorhandenen Zigaretten und soviel Dollars, wie ich entbehren konnte, sozusagen als eiserne Ration für ihn, unsere Mutter und Fritz. Dazu nahm ich ihn mit zum Amstel Hotel, wo wir miteinander über die Zukunft der Familie berieten. Obwohl er erst 17 Jahre alt war und damit der jüngste in der Familie, hatte ich volles Vertrauen in ihn und seine Zuverlässigkeit. Dann fuhren wir im Jeep über die mit Unrat völlig verdreckten Straßen zu Anton und Alida Kooij, der Arbeiterfamilie bei der er im September 1943 untergetaucht war. Beide waren in der holländischen Untergrundbewegung aktiv gewesen und wurden später dafür ausgezeichnet—in Holland, den USA und Israel. 1950 kamen die Kooijs mit der Unterstützung von Hans in die USA, und ihre drei Kinder (die Eltern sind tot), heute alle drei erfolgreiche Amerikaner, sind immer noch mit uns in Verbindung.

Was aber war aus Papa geworden? Das war natürlich eine meiner ersten Fragen. Mutti berichtete, dass er im Spätherbst 1942 aus dem Zuchthaus Brandenburg nach Auschwitz überführt worden sei. Das hätte ihr ihre Schwester in Berlin, Tante Margot, kurz bevor Mutti „untertauchte“, brieflich mitgeteilt. Dass Auschwitz ein KZ war, hatte ich inzwischen gehört. Dass es ein Vernichtungslager war, ja, dass es so etwas gab, wusste im Mai 1945 keiner von uns. So hofften wir damals noch, er könnte überlebt haben und würde früher oder später nach Holland zurückkehren. Mutti wandte sich



auch schriftlich an das Rote Kreuz, bekam aber lange keine Antwort. Als wir dann viel später durch eben dieses Rote Kreuz vom Tode meines Vaters benachrichtigt wurden, hatten wir ohnehin schon alle Hoffnung aufgegeben, ihn je wieder zu sehen. Erst in den neunziger Jahren fanden Bekannte von mir im Landesarchiv Berlin eine Akte über meinen Vater, der wegen Devisenvergehen zu einer Zuchthausstrafe verurteilt worden war, und kopierten sie für mich. Aus der Akte geht hervor, dass man ihn nach seiner Entlassung aus dem Zuchthaus Brandenburg nach Auschwitz überführt hat, wo er am 19. Januar 1943 umgekommen ist. In der Akte, die Anfang Januar 1944 von der Gestapo zur Regelung des Nachlasses angelegt wurde, heißt es, „der Jude Angreß“ sei am 19. Januar 1943 in Auschwitz „verstorben“.

Nachdem meine Mutter einstweilen bei einer hilfsbereiten holländischen Familie Unterkunft gefunden hatte und ich ihr versicherte, in Verbindung zu bleiben und soweit wie möglich zu helfen, fuhr ich mit Becker wieder nach Ludwigslust zurück.